— Der höchste Turm der Erde ist der Eiffelturm in Paris (300 Meter); der höchste Kirchturm ist das Ulmer Münster (161 Met.); danach kommen die Kölner Domtürme (156 Met.) St. Peter in Rom ist 143, St. Paul in London 111 Meter hoch.

— (Die Erbschaft einer Milliarde.) In dem jetzt viel genannten Buenos Ayres lebt seit 20 Jahren der aus Italien eingewanderte Gaetana Massaferro. Trotzdem er sich fleißig bemühte, wollte es ihm doch nicht recht glücken, und er war bis zum 1. Juli dieses Jahres ein armer Teufel. An diesem Tage geschah es, daß er in seiner Wohnung ein Schreiben seines Konsuls vorfand, welches ihn aufforderte, unverzüglich nach dem italienischen Konsulat zu kommen. Hier angelangt, begrüßte ihn der Konsul mit den Worten: „Herr Massaferro, ich gratuliere Ihnen zu Ihrer neuen Würde, als Rothschild." Massaferro verlangte eine Aufklärung dieses ihm rätselhaften Glückwunsches, und diese gab ihm auch der Konsul in einer ihn überraschenden und fast märchenhaft klingenden Weise. Er war aus Italien vor 2 Dezennien zugleich mit einem etwas jüngeren Bruder ausgewandert. Der letztere hatte sich nach Peru gewandt, während er in Argentinien sein Glück versuchte. Niemals wieder hatten die beiden Brüder sich gesehen und von einander nur spärliche Nachrichten erhalten, bis auch diese seit etwa zehn Jahren ausgeblieben waren. Zum erstenmale wieder vernahm jetzt Massaferro etwas von seinem Bruder und zwar, daß er nicht mehr unter den Lebenden weile und ihn als einzigen Erben seines 50 Millionen Pfund Sterling betragenden Vermögens eingesetzt hätte. Nachdem Massaferro den ersten freudigen Schreck überwunden, spricht er sehr kaltblütig über seinen Reichtum. Er hat sich bereits ein Programm gemacht, welchen humanen Zwecken ein Teil seines ungeheuerlichen Vermögens dienen soll und figuriert auf diesem Programm besonders ein Krankenhaus, das er in Buenos Ayres errichten will und das zu den großartigsten zählen soll, welche die neue und alte Welt bisher kennt.

— Ein heiterer Vorfall ereignete sich in Mainz bei der letzten Musterung. Die Musterungspflichtigen machten im Hausflur einen solchen Lärm, daß die Mitglieder der Kommission, die im Saal versammelt waren, kaum ihre eigenen Worte verstehen konnten. Ein Beamter des Kreisamts beauftragte daher einen Gendarmen, Ruhe zu gebieten, und dieser entledigte sich seines Auftrages mit den Worten: „Ruhig da draußen; die Kommission versteht nix!"

„Recht süß und recht heiß."

Unter diesem Titel erzält die Libauer Zeitung nachstehende Geschichte: Vor einigen Jahren trat einmal ein wetterfester dänischer Schiffskapitän in eine Restauration unserer Stadt, ließ sich behaglich am großen Tische nieder und legte seinen Hut neben sich. Ein junger Fant, der in der Nähe saß, mochte die Nachbarschaft des sturmerprobten Seemannshutes unangenem empfinden, denn er rief dem Besitzer desselben in schneidigem Tone zu: „Sie da, nehmen Sie einmal Ihren Hut weg!" Der Kapitän blickte den Sprecher erst verwundert aus seinen großen grauen Augen an und wandte ihm dann gleichgültig den Rücken zu. Der junge Mann ergriff jetzt mit energischer Miene das vor ihm stehende Bierseidel und schüttete den Inhalt in den Hut des Kapitäns hinein. Der brave Däne verlor auch jetzt kein Wort und bestellte sich beim Kellner gleichmütig ein Glas Grog „recht süß und recht heiß!" Als er das Gewünschte erhalten hatte, stand er ruhig auf, erfaßte den jungen Fant an der Cravatte und goß ihm — man trug damals sehr tief ausgeschnittene Kragen — das „süße und heiße" Getränk in die elegant geschlitzte Hemdöffnung hinein. Der also Gemaßregelte sprang natürlich mit einem Schmerzensschrei auf und schüttelte sich unter lautem Brrr auf das Heftigste. Als er aber alle Umsitzenden in ein schallendes Gelächter ausbrechen sah, ergriff er schnell Hütchen und Stöckchen und verließ, ohne auch nur weiter eine Silbe zu verlautbaren, im Sturmschritt das Local.

— (Wie ein südafrikanischer König gekrönt wird.) Die Eingebornen des Swazilandes mußten sich vor einigen Monaten vorbereiten zur Krönung ihres jungen Königs. Ein Befehl wurde erlassen, einen Löwen, einen Tiger, einen Büffel und eine große Schlange zu erlegen. Zu dem Krönungsceremoniell gehört es nämlich, daß der König einen Teil des Herzens der drei erstgenannten Tiere ißt, damit er Mut bekommt. Dann wird er mit Schlangenfett gesalbt, damit ihn niemand verzaubern kann. Der Kopf des Büffels aber wird auf die Erde gelegt. Der König hat sich zwischen die Hörner zu setzen, angethan am ersten Tage mit dem Fell des Löwen, am zweiten mit dem Fell des Tigers, am dritten jedoch muß er ganz nackt aus seinem Kraal treten und sich dem Volke der Swazi zeigen, die von allen Teilen des Landes herbeikommen, um ihn als „Byate," d. h. König, zu begrüßen und ihn mit „Großer Löwe, Tiger ꝛc." anzureden. Die Häuptlinge oder Indunas schenken dem Könige jeder ein Stück Vieh, damit er für den Anfang genug hat.

— Wohin gerät das Gold? Ein französischer Gelehrter — so erzählt der „Gil Blas" — der sich längere Zeit mit der Lösung der Frage beschäftigt, wohin die Edelmetalle der Erde geraten, hat auf Grund einer statistischen Berechnung herausgefunden, daß die amerikanischen Zahnärzte zum Plombieren der notorisch schlechten Zähne ihrer Mitbürger allein jährlich gegen 800 Kilogramm Gold verbrauchen. Dieses Gewicht repräsentiert einen Geldwert von 2½ Millionen Franks, der beim Ableben seiner Inhaber zumeist mit in das Grab genommen wird. Wenn das nun, so rechnet der französische Statistiker, in dieser Weise noch drei Jahrhunderte fortgeht, so liegt auf den Kirchhöfen Nordamerikas die respektable Summe von 750 Millionen Franks in Gold, d. h. annähernd dieselbe Summe, die gegenwärtig in Gold geprägt in den Vereinigten Staaten zirkuliert.

— (Was man in Berlin alles leihen kann.) Das Leih-Institutwesen dehnt sich in Berlin immer weiter aus. Den Möbeln, Pianinos, Tafelgeräten, Schmuckpflanzen und allem Bedarf für festliche Anlässe, den Fracks und ganzen Ball- und und Gesellschaftsanzügen haben sich nun, wie das „Kl. Journ." mitteilt, glücklich auch die — Brautkleider zugesellt. Man kann also jetzt ohne große Vorbereitungen „schnell und billig" Hochzeit feiern.

Rätsel.

(Jeder Nachdruck und Nachbildung verboten.)

Rebus.



Logogriph.

Für mich allein bin ich ein armer Tropf,
Führ ich mich selbst, wirds nie was Gutes geben,
Wenn das Genie mich führt, dann schaff' ich Leben.
Ein einsam Eiland bin ich ohne Kopf.

Versetzungs-Rätsel.

Mit N. man es hier wohl nicht findet?
So frägt der Mann, der mieten geht.
Doch mancher trägt es an den Fingern,
Wenn statt N ein R dazwischen steht.

Anagramm.

Von seinem Feld der Bauer will in reicher Fülle er erhalten
Umstell zwei Zeichen, dann ergiebt sich Geld
Dir jährlich frei zu Schalten.

Auflösung.

Rebus:
Wenn die Nachtigall singt, trauert der Mehlwurm.
Gelöst von J. B. Mühlen-Rahmede.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlich Redakteur. W. Crone jr.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

Nr. 39. Samstag, den 27. September. 1890.

3)

Die Erben des alten Bernhold.

Original-Roman von Henrik Westerström.

„Und wie mein Vater es ebenfalls gehofft," setzte Leonie düster hinzu. „Aber es wird ein frommer Wunsch bleiben, denn ohne Geld und Freunde können wir hier keine acht Tage bleiben, da wir nur so viel noch besitzen, um nach England zurückzukehren. Nach London," setzte sie zusammenschauernd hinzu, „wo unser ein Sklavenlos harrt. O, Klaudia, lieber den Tod!"

„Kind, mäßige Dich," bat diese erschreckt, „es scheint mir, als erregten wir so wie so schon eine unliebsame Aufmerksamkeit. Laß uns ins Hotel zurückkehren, mich ängstigt dieses Anstarren und Gaffen. Bedenke, was jener Mensch uns zu bieten wagte und daß wir hier in der Fremde schutzlos sind. Lieber noch heute abreisen, dort in London haben wir doch mindestens Bekannte —"

„O, nur einen Freund hier, — einen einzigen aufrichtigen Freund, um dem Schurken Schach zu bieten," preßte Leonie zornig hervor.

„Vielleicht gäbe es einen solchen hier in Hamburg," sprach Klaudia seise, „meine Mutter erzählte mir kurz vor ihrem Tode von einem Arzte, an welchen ich mich in der Stunde der höchsten Not, wenn jeder Ausweg sich mir verschlossen, aber nicht eher, um Hülfe wenden solle. Ist diese Stunde wirklich gekommen, Leonie?"

„Und Du fragst noch, Klaudia? — Stehen wir nicht hoffnungslos auf fremdem Boden, verlassen, jeder Gefahr preisgegeben? Befindet sich dieser Arzt hier in Hamburg?"

„Ja, er soll ein edler Mann sein, dem ich alles anvertrauen könne, so sagte sie mir."

„Und sein Name?"

„Ach, ich sinne schon den ganzen Weg darüber nach, er will mir nicht beifallen."

„Das wäre ja mehr als verhängnisvoll, Kind! — Doch wenn Du ihn hörst —"

„O, dann weiß ich es bestimmt, Leonie, es war ein zweisilbiger Name —"

„Gut, dann laß uns rasch ins Hotel zurückkehren, um das Adreßbuch zu befragen. Gebe Gott, daß dieser Freund noch lebt und das Vertrauen Deiner Mutter nicht täuscht."

Eiligst schlugen sie jetzt den Rückweg ein und ließen sich, auf ihrem Zimmer angekommen, das neueste Adreßbuch bringen, in welchem sie sofort die Rubrik der Aerzte durchstudierten. Doch kein ähnlicher Name schlug an Klaudias Ohr und enttäuscht blickten sie sich an, als der Kellner plötzlich wieder erschien, um einen Herrn zu melden und den Damen eine Karte zu überreichen. Auf derselben stand mit Bleistift geschrieben: „Kapitän Brückner bittet, sich Fräulein Duplat vorstellen zu dürfen, um ihr eine wichtige Mitteilung zu machen."

Klaudia wechselte einen Blick mit Leonie, worauf diese ruhig nickte.

„Der Kapitän mag eintreten."

Im nächsten Augenblick stand Brückner vor den Damen, mit einer verlegenen Verbeugung unschlüssig erst die eine, dann die andere anblickend.

„Mein Name ist Klaudia Duplat", sprach diese, „was wünschen Sie von mir, Herr Kapitän?"

„Aha, ich dachte es mir", erwiderte der Seebär mit einem zufriedenen Lächeln, erlauben Sie mir eine Frage, mein Fräulein?"

Klaudia neigte bejahend den Kopf.

„Nicht wahr, Sie sind die Tochter der schönen Klaudia Bernhold und dies hier, — na, raten Sie, wen stellt das kleine Bild wohl vor?"

Leonie hatte sich bei der formlosen Art des Fremden empört erhoben und schien nicht übel Lust zu haben, dem groben Seemann die Thür zu zeigen. Eine Bewegung Klaudias hielt sie gefesselt. Diese hatte kaum einen Blick auf das kleine Pastellbild geworfen, welches der Kapitän aus seinem Taschenbuch genommen, als sie überrascht ausrief: „Meine Mutter, — um des Himmels Willen, wie kommen Sie zu diesem Porträt, mein Herr?"

Auch Leonie starrte verwundert darauf hin, dem Kapitän mechanisch einen Stuhl hinschiebend.

„Ja, setzen wir uns dabei, mein Fräulein!" sprach Brückner mit einer einladenden Handbewegung, „ich habe Ihnen recht viel zu sagen. Sie sind Kousinen, nicht wahr? Aber wie sie sich ähnlich sehen, das ist zum Erstaunen, man sollte sie beinahe für Zwillinge halten."

„Leonie zitterte vor Ungeduld und ließ sich heftig in den Sessel nieder.

„Nun kommen Sie doch endlich einmal zur Sache, mein Herr!" sprach sie kurz.

„Setzen Sie sich, Herr Kapitän!" fügte Klaudia freundlich hinzu. „Wir sind ganz Ohr. Unsere Aehnlichkeit ist nicht so verwunderlich, da meine Mutter und Leonies Vater Geschwister und sich sehr ähnlich waren, wir haben beide das Bernholdsche Gesicht."

„Freut mich um Ihretwillen, Fräulein Duplat", erwiderte der Kapitän, sich bedächtig auf den gebotenen Stuhl niederlassend. „Also, was ich Ihnen zu sagen habe, ist kurz dies. In Amerika, und zwar im Staate Kentucky, liegt dicht am Ohio eine wunderhübsche Farm, reiche Plantage, kann ich Ihnen im Vertrauen

sagen, welche der Besitzer „Villa Klandia“ genannt hat. — Er ist ein edler Mann und mein Freund, ich bin stolz darauf, meine Damen! — Er ist mein Wohlthäter, ich sag's frei heraus, denn er war's, welcher mir die Summe zu einer eigenen Planke herlieh. Ja, ich befahre die See auf meiner eigenen Planke, ein schönes Schiff, das ich ihm zu Ehren „Otto Merbach“ taufen wollte, auf seinen Wunsch aber „Klaudia“ genannt habe.“

„Merbach, das ist der Name, den meine Mutter mir genannt,“ rief Klaudia, wie aus einem Traum erwachend, „Doktor Merbach, nicht wahr, Herr Hapitän? — früher Arzt hier in Hamburg.“

„Das stimmt famos, mein Fräulein!“ lachte der ehrliche Seemann vergnügt. „Dr. Otto Merbach, früher praktizierender Arzt hier in der Stadt Hamburg, dann, aus purer Verzweiflung, weil eine gewisse Dame einen Anderen ihm vorzog, auswanderte, und zwar auf dem Segelschiff, das mir zum ersten Male als Kapitän anvertraut worden war. Lieber Gott, es kam ihm auf die Zeit nicht an, warum sollte er mit Dampf hinüber fliegen? — Die Seeluft that dem armen Herrn gut und mein Rheder hatte ihn mir als Schiffsarzt ganz besonders auf die Seele gebunden. Nun segelte auch ein Amerikaner mit mir heim, ein langer, grober Kentuckyer, der die Dampfschiffe haßte wegen der vielen Passagiere. Er wollte uns alle tyrannisieren, auch unsern Doktor Merbach, dem er einmal auf den Leib rückte und in die See werfen wollte. Ha, ha, da kam er schön an, der Docktor packte ihn wie einen Ballen und hielt ihn mit steifen Armen über die Wogen hinaus, welche just ein wenig unruhig waren. Dann warf er den Yankee aufs Deck und ging in die Kajüte. Das hatte geholfen, denn vor nichts hat ein Amerikaner mehr Respekt als vor der rohen Kraft. Unser Mr. Jackson wurde ganz manierlich und geradezu zärtlich gegen unsern Doktor, der aber nichts von ihm wissen wollte, bis Jackson eines Tags von einer kleinen Sturmböje über Bord gespült und von Merbach wieder herangeholt wurde. Es konnte nämlich keiner von uns so famos schwimmen wie unser Doktor, es war eine Freude, ihn in der See plätschern zu sehen, bis ichs wegen der gefährlichen Haifische, die sich hier und da zeigten, nicht mehr litt. — Aber ich bin ein langweiliger Erzähler,“ unterbrach der Kapitän sich mit einem verlegenen Lächeln, „wenn mein Doktor das hörte, würde er mich eine Klatschbase schelten.“

„Nein, nein, erzählen Sie nur recht ausführlich von dem guten Doktor,“ rief Klaudia eifrig, „obwohl mich vor den Haifischen schaudert. Nicht wahr, Leonie?“

„Gewiß, der Doktor interessiert mich außerordentlich, lieber Kapitän?!“ sagte sie nachdenklich.

„Freut mich aufrichtig, von ihnen zu hören, meine Damen! — Er hat's verdient, wahrhaftig! Also, der Kentuckyer wurde nach diesem letzten Bade richtig krank und wir dachten schon, daß wir ein Segeltuch für ihn bereit halten müßten. Aber unser Doktor flickte ihn wieder zusammen und hielt von Stund an Freundschaft mit dem alten knorrigen Burschen, in dem, wie er sagte, ein prächtiger Kern steckte. Es war auch so an dem, wenigstens hielt er sich brav gegen seinen Lebensretter, welcher, als wir drüben anlangten, mit ihm nach seiner Heimat mußte, obschon der Doktor sich gewaltig dagegen wehrte. Kurz und gut, der alte Jackson, welcher ganz allein auf der Welt stand, ohne Weib und Kind, ohne Vettern und Basen, nahm ihn an Sohnes statt an und vermachte ihm seine reichen Besitzungen, sowie sein vieles Geld. Er ist vor zwei Jahren gestorben. — Sehen Sie meine Damen, das ist die Geschichte meines Freundes Merbach, und nun hören Sie weiter. Als der alte Jackson gestorben war, baute der Doktor sich ein hübsches Landhaus und nannte es „Villa Klaudia“, zum Andenken an seine erste und einzige Liebe.“

„Ist Dr. Merbach verheiratet?“ fragte Leonie rasch.

„Nein, Fränlein, das ist einer von denen, die ihrer Liebe getreu bis in den Tod bleiben.“

„Eine weiße Schwalbe also“, meinte jene spöttisch.

„Ja wohl, ja wohl“, sprach Kapitän Brückner, energisch nickend, „es ist eine Seltenheit, ich wills Ihnen weiter beweisen. Schon lange hatte er unter der Hand und auch durch mich sich nach einer gewissen Frau Klaudia Duplat, geborne Bernhold, erkundigt, ihrem Schicksal nachgeforscht und weder Zeit noch Geld gespart, etwas von ihr zu erfahren. Erst vor wenigen Monden konnte ich ihm eine bestimmte Nachricht bringen, welche allerdings sehr traurig lautete. Sie kennen vielleicht die Geschichte Ihrer seligen Mutter, Fräulein Klaudia!“

„Ich weiß, daß sie aus Liebe zu meinem Vater Elternhaus und Heimat verließ“, versetzte das junge Mädchen leise.

„Jawohl, jawohl“, sprach der Kapitän ebenfalls halblaut, „und Sie wissen auch, was später geschah?“ setzte er, Leonie mit einem Seitenblick prüfend, zögernd hinzu.

Diese sah den Kapitän mit forschenden Augen an. Sie wußte nichts von den späteren Vorgängen im Schoße der beiden Familien, doch hatte Leonie schon als Kind zu viel gesehen und gehört, um nicht irgend etwas Ungeheuerliches zu ahnen. Wußte dieser fremde Seemann davon? Es war ein Gedanke, welcher ihr das stolze Blut siedend machte.

Fortsetzung folgt

Zur Geschichte des Dampfmaschinenwesens in Preußen

macht Louis Berger in seiner Schrift „Der alte Harkort“ folgende Mitteilung:*)

Friedrich der Große selbst war es, welcher auf Veranlassung seines ausgezeichneten Ministers von Heinitz den Bergassessor Bückling 1782 nach England sandte, um die dortigen „Feuermaschinen“ — wie die Dampfmaschinen ursprünglich genannt wurden — kennen zu lernen. Von Bewunderung erfüllt für das Erschaute kehrte Bückling, welcher ein geborener Techniker gewesen ein muß, in die Heimat zurück und fertigte ein kleines Modell an, nach welchem laut noch vorhandenem Spezialbefehl des Königs die erste Dampfmaschine in Preußen gebaut und auf dem jetzt verlassenen König Friedrich-Schachte des Königlichen Kupferbergwerks zu Hettstedt in der Grafschaft Mansfeld aufgestellt werden konnte. Sämtliche Teile dieser am 23. August 1785 in Betrieb gesetzten Maschine waren im Inlande angefertigt worden. Im Gegensatz dazu wurde die zweite in unserem Vaterlande in Gang gebrachte Maschine (am 4. April 1788 auf der Königlichen Friedrichsgrube bei Tarnowitz in Oberschlesien) auf Veranlassung des Berghauptmanns von Reden fertig aus England bezogen. Andere Maschinen-Anlagen, fast sämtlich durch den genannten Bergassessor Bückling geleitet, folgten dann auf dem Staatssalzwerke zu Schönebeck, in Langenweddingen bei Magdeburg und auf anhaltischen Gruben; einige schon in größeren Dimensionen. Die Haupt- und Residenzstadt Berlin erhielt ihre erste Dampfmaschine im Jahre 1799. Dieselbe stand in der damaligen Königlichen Porzellan-Manufaktur in der Leipzigerstraße, wo jetzt der deutsche Reichstag verhandelt, hatte 10 Pferdekraft und kostete 1464 Thlr. 12 Gr. 7 Pf. Alle Teile dieser Maschinen wurden in Preußen hergestellt, mit Ausnahme der Cylinder, welche — da sich ihre Anfertigung hier als unmöglich erwies — mit großen Kosten aus England bezogen werden mußten.

In Westfalen erfolgte die Aufstellung der ersten Dampfmaschine in den Jahren 1798—99 auf der Saline Königsborn; nicht, wie vielfach behauptet wird, auf der Kohlenzeche Vollmond bei Langendreer. Schon die dritte Nummer des eben damals neu erschienenen Westfälischen Anzeigers (10. Juli 1798) meldete, das Königliche Salzwerk zu Unna habe jüngst eine englische Maschine erhalten, „wodurch beim Mangel des Windes die Windflügel in Bewegung gesetzt und die Pferde erspart werden können“. Auf diese Anregung und einige daran geknüpfte Fragen erfolgte bald nachher a. a. O. die Antwort: die in Königsborn angekommene Maschine sei ein Cylinder zu einer großen Feuermaschine und in England angefertigt. Die übrigen Apparate (einzelnen Teile) würden zu Salze**) gemacht und durch einen dortigen Meister, der lange in England gewesen, aufgestellt

*) Das mehrfach erwähnte Werk wird Anfang Oktober erscheinen und folgenden Inhalt haben: I. Vaterhaus und Familie. II. Die Grafschaft Mark im Ausgang des 18. Jahrhunderts. III. Die Jugendzeit IV. Die Befreiungskriege. V. Ein Bahnbrecher der Industrie. VI. Oeffentliche Wirksamkeit in der Versumpfungsperiode. VII. Eisenbahnen und Rhein-See-Schiffahrt. VIII. Kampf für die Schule und die arbeitenden Klassen. IX. Die Revolution von 1848. X. Die Uebergangsjahre 1849—50. XI. Die Reaktionszeit. XII. Neue Aera und Konfliktsperiode. XIII. Die letzten Jahre.

**) Es wird hier Salze, auch Groß-Salze genannt, bei Magdeburg gemeint sein.

werde. Der Cylinder solle das Wasser aus der Tiefe heben; Abrisse und Modelle davon könne man in Berlin bekommen. Ende August 1800 erschien Benzenberg*) in Unna, um das inzwischen in Gang gesetzte Wunderwerk zu betrachten und darüber dem Westfälischen Anzeiger Bericht zu erstatten (Nr 79) „Unter allen Maschinen“, schreibt der junge Gelehrte, „die der Mensch im Laufe der Zeit erfand, ist keine, die seinem Geiste mehr Ehre macht und keine, die den verschiedenen Verrichtungen der tierischen Oekonomie näher kommt, als — die Dampfmaschine.“ — Die Königsborner hebe die wilden Wasser 160 Fuß hoch, habe 8 Fuß Hub, der 12 000 Pfund schwere Cylinder, dessen Transport von der Lippe zur Saline 24 Pferde erforderte, sei 4 Fuß weit, der Balanzier (aus Holz!) 36 Fuß lang, 2 Fuß breit und 3 Fuß hoch. Der Kostenpreis beliefe sich auf 30 000 Thaler. Gebaut (soll heißen: aufgestellt) sei die Maschine durch einen gewissen Magener, unter der Leitung des inzwischen zum Oberbergrat vorgerückten Bückling.

Benzerbergs Beschreibung der Maschine und ihrer Leistungen erregte in ganz Westfalen das größte Aufsehen; man pilgerte in Scharen nach Königsborn, um sich durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Schon im folgenden Jahre ließ der Freiherr v. Romberg zu Brünighausen**) auf seiner Grube Vollmond gleichfalls eine Dampfmaschine aufstellen, die in Schlesien — mutmaßlich auf einem der dortigen Staatswerke zu Malapane und Gleiwitz — gebaut war. Jedenfalls ist Vollmond das erste Steinkohlenbergwerk in Westfalen, welches mit einer Dampfmaschiene versehen wurde, und Romberg der erste Privatmann, welcher den Mut hatte, auf eigene Kosten zu einer solch bedeutenden, in der damaligen Zeit doppelt kostspieligen Anlage zu schreiten. Bei Aufstellung dieser Maschine hatte ein Zimmermann, in seiner Jugend Schweinehirt, namens Franz Dinnendahl, Hülfe geleistet; ein technisches Genie ersten Ranges, welcher allein, ohne jede Vorbildung wie ohne nennenswerte Geldmittel, nur mit den primitivsten Hülfswerkzeugen ausgerüstet, gleich nach der Vollendung des Vollmonder Werkes eine Anzahl Dampfmaschinen für verschiedene Gruben im Essener Bergamtsbezirke erbaute und aufstellte.***) Die dafür erforderlichen Gußsachen und sonstigen schweren Eisenteile bezog Dinnendahl von der bereits im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts angelegten Guten-Hoffnungs-Hütte zu Sterkrade, die 1808 aus dem Besitz der Wittwe Krupp (Großmutter des berühmten Stahlindustriellen) an Jacobi, Haniel & Huyssen übergegangen war. Die letztgenannt, später so groß gewordene Firma entschloß sich 1820****) unter der Direktion der verdienten Gottlob Jacobi († 1823) und Wilhelm Lueg († 1864), selbst zur Fabrikation von Dampfmaschinen überzugehen, nachdem Harkort und Kamp im Jahre 1819 voraufgegangen waren.

*) Geb. 1877 zu Schöller bei Elberfeld, gest. 1846 als Direktor der Sternwarte zu Bilk bei Düsseldorf.

**) Später Präfekt des Ruhrdepartements und Landesdirektor.

***) Franz Dinnendahls Verdienste wurden in einem Aufsatze gewürdigt, dendie „Essener Zeitung“ 1863 nach seinen eigenen Aufzeichnungen brachte. In diesen gedenkt er auch der ersten Dampfmaschine auf der Zeche Vollmond, die in Schlesien gebaut, aber erst nach Beseitigung von Fehlern von Dinnendahl in Gang gebracht wurde. Das erste Maschinenwerk in der Gegend von Essen datiert aus dem Jahre 1808 auf der Zeche Sälzer u. Neuack. Diese Dampfmaschine war Dinnendahl von dem Bergwerksdirektor Capell in Essen in Auftrag gegeben und ist von ihm fertiggestellt worden, sie war lange als „Feuermaschine“ im Munde des Volkes und wurde als ein Wunder in der ganzen Gegend mit Staunen betrachtet. Auch für die Zeche Rosenblumendelle (bei Heißen) baute Dinnendahl eine Wasserhaltungsmaschine, wofür der „Kunstmeister“ am 26. Januar 1810 von einem Mitgewerke in folgendem Gedichte gefeiert wird:

Mit Jauchzen sehen wir frohe Scharen
Zur Zeche Rosendelle ziehn,
Wo nach so vielen dürren Jahren
Aufs neue junge Rosen blühn.

Hier mitten in dem schönsten Thal
Sieht man ein neues Kunstwerk stehn,
Das heute uns zum ersten Mal
Des Dampfes Wunderkraft läßt sehn.

Dort steht ein Greis mit tiefem Schweigen
Erstaunt am neuerbauten Schacht,
Sieht Ströme aus der Tiefe steigen
Durch eines Künstlers Zaubermacht.

Er sieht bekämpft zu seinen Füßen
Dort in des Grabens engem Zwang
Ein Element nun ruhig fließen,
Das ihm dereinst sein Glück verschlang.

Begeistert baut er auf der Stelle
Dem Künstler nun ein Ehrenmal
Und ruft entzückt: die Rosendelle
Heiß' künftig Zeche Dinnendahl.

****) Wm. Grevel, „Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen.“ II. Heft, S. 16.

Nasenverstopfung und Geistesschwäche.

Von einem Siegeszuge der ärztlichen Wissenschaft kann man reden, wenn man die Geschichte der letzten hundert Jahre überblickt. Die Aerzte haben anderen Berufen ein Gebiet nach dem anderen abgenommen, und wohl stets zum großen Segen der Menschheit. Man denke nur an die Behandlung der Geisteskranken, die erst unter ihren Händen eine menschliche geworden ist, was sie unter den Händen der Geistlichen und anderer meist nicht war! Warum sollte nicht auch bei der Behandlung der Geistesschwachen der Spezialarzt den Lehrer etwas verdrängen können? Dr. M. Bresgen in Frankfurt hat soeben eine Schrift veröffentlicht „über die Bedeutung behinderter Nasenatmung vorzüglich bei Schulkindern, nebst besonderer Berücksichtigung der daraus entstehenden Gedächtnis- und Geistesschwächen (Hamburg, L. Voß) und in der neuesten Nummer von Ueber Land und Meer gibt er seine Anschauungen über diese interessante Frage in kürze wieder. „Es ist eine uns Spezialärzten schon längst bekannte Thatsache, daß eine in früher Kindheit bestehende Nasenverstopfung die Entwickelung des Körpers, insbesondere aber der Lungen und des Brustkorbes, hemmt. Durch schwache Lungen droht dem Körper mannigfache und große Gefahr. In den Lungen wird der Nährstoff des Körpers, das Blut, in diejenige Form übergeführt, welche es zum Aufbau und zur Erhaltung des Körpers fähig macht. Sind also die Lungen unausgebildet, so muß in erster Linie der ganze Körper in seiner Ernährung notleiden . . . .

Als zunächst bekannte Erscheinung der Nasenverstopfung darf man Stirndruck, Stirnkopfschmerz und auch Hinterhauptschmerzen bezeignen; daneben wird häufig über Schwindelgefühl geklagt. Selten fehlen ein mürrischer Gesichtsausdruck und unfreundliche Stimmung.

Eine andere weit wichtigere Krankheitserscheinung wurde seither wenig beachtet oder doch kaum in nähere Beziehung zur Verlegung des Nasenluftweges gebracht. Gedächtnisschwäche und Unfähigkeit, seine Gedanken an einem bestimmten Gegenstande festzuhalten, sind es, welche neben den davon Betroffenen ganz besonders Lehrern und Schulbehörden hervorragende Aufmerksamkeit zur Pflicht machen. In vielen Fällen habe ich in den letzten sechs Jahren die Krankheitserscheinungen beobachten und durch Freilegung des Nasenluftweges auch gänzlich beseitigen können.“

Wir können nicht näher auf die Sache eingehen, aber wir möchten Eltern und Erzieher, deren Kinder an Geistes- oder Gedächtnisschwäche leiden, auf die Ausführungen Bresgens aufmerksam gemacht haben. Außerdem erscheint uns seine Forderung als beachtenswert, nämlich die Forderung, daß keine Kinder in die Abteilungen für Schwachsinnige herabzusetzen seien, die nicht vorher von einem tüchtigen Spezialarzt hinsichtlich ihrer Nase, ihrer Ohren und ihres Halses untersucht sind, ob sie nicht vielmehr an einer körperlichen Krankheit leiden als an einer geistigen Schwäche.

Verschiedenes.

— (Ein Original.) In Grünberg i. Schl. ist dieser Tage der frühere Lehrer Julius Püschel gestorben, ein tüchtiger Schulmann und der Herausgeber der in zahlreichen Auflagen erschienenen Violin- und Klavierschule. Der Verstorbene war ein Sonderling, wie er nur selten zu finden ist. Püschel hat nie geraucht; kein Tropfen Wein, Schnaps oder Bier ist je über seine Lippen gekommen. Es klingt schier unglaublich, daß er einst in einem Briefe an den Kultusminister schrieb: „Herr Minister, ich bin noch nie betrunken gewesen. Können Sie das von sich auch sagen?“ An den Reichstag richtete er häufige Zuschriften, so im Jahre 1886 eine Petition, in welcher er den Reichstag ersuchte, dieser möge dahin wirken, daß der Kaiser den Kronprinzen zum Mitregenen ernenne.